
Klaus Peter Strohmeier/Volker Kersting

Sozialraum Ruhrgebiet – Stadträumliche Differenzierungen von Lebenslagen, Armut und informelle Solidarpotentiale

1. Einleitung

Imagekampagnen („Ein starkes Stück Deutschland“) stellen heute die Modernität des Ruhrgebiets, seine Lebensqualität und seinen Rang als „urbane Erlebnisregion“¹ heraus und sollen in erster Linie wohl die Attraktivität der Region für ansiedlungswillige Investoren und für die Angehörigen qualifizierter Berufe (einschließlich der Absolventen der Revierhochschulen) unterstreichen. Sie begleiten den „Strukturwandel“ des Ruhrgebiets. Mit Strukturwandel wird heute in erster Linie die ökonomische, technologische und infrastrukturelle Modernisierung des Reviers bezeichnet.² Der Wandel der sozialen Strukturen, also der sozialen Lagen und sozialen Bindungen der Menschen im Revier, der in den letzten drei Jahrzehnten gleichfalls stattgefunden hat, wird aus diesem Diskussionskontext in der Regel ausgeblendet.

Bis in die 1970er Jahre war charakteristisch für das Ruhrgebiet als Arbeiterregion die hohe gegenseitige Durchdringung verwandtschaftlicher und nachbarlicher sozialer Netzwerke. Die Nordstadt-Untersuchung der Dortmunder Sozialforschungsstelle³ zeigte eindrucksvoll die räumliche Verdichtung der Verwandten in einem Arbeiterviertel und die Überlagerung von Familiensolidarität, nachbarschaftlicher und betrieblicher Solidarität. Die Bekannten, die man hatte, waren die Bekannten von Verwandten oder die Verwandten von Bekannten. Der Nachbar war oft auch der Arbeitskollege, und die Arbeit „auf Zeche“ oder im Stahlwerk wurde vom Vater auf den Sohn vererbt. Ähnliches berichten zahlreiche Studien über Arbeitermilieus aus den 1950er und frühen 1960er Jahren auch aus dem europäischen Ausland.⁴ Noch in den 1970er Jahren galten die Arbeiterkolonien des Ruhrbiets als Alternativen zum Hochhaus, als „Modell humanen Städtebaus“.⁵

Das Bild von den Menschen des Reviers und den typischen Formen ihres Zusammenlebens wird heute immer noch geprägt von der Stereotypisierung der Realität der Nachkriegszeit, die vielleicht noch bis in die 1970er Jahre durchaus zutreffend war. Das Ruhrgebiet ist auch heute in der öffentlichen Meinung immer noch der „Soziale Raum“ der in der Siedlung solidarisch mit Kollegen, Verwandten

1 E. Pankoke, Identität, 1987.

2 Vgl. R.G. Heinze/J. Hilbert/H. Voelzkow, Strukturwandel, 1992.

3 G. Ipsen, Daseinsformen, 1959.

4 M. Young/P. Willmott, Family, 1957; N. Elias/J.L. Scotson, Established, 1965.

5 R. Günter, Eisenheim, 1977.

und Nachbarn vernetzten Arbeiterfamilien. Auch heute ist das Ruhrgebiet sicher keine „bürgerliche“ Region. Aber es ist durchaus fraglich, ob es eine Kontinuität der traditionellen solidarischen Lebensformen des städtischen Industriearbeitermilieus gibt. Wo es diese traditionellen Milieus noch gibt, die als eine spezifische und reviertypische „Art zu leben“ beschrieben wurden, sind sie zweifellos das „soziale Kapital“ der Städte, das die Folgen der wirtschaftlichen Modernisierung des Reviers für die „Modernisierungsverlierer“ sozial abzufedern hilft.

Auf der anderen Seite, und auch das spielt im Strukturwandelsdiskurs erstaunlicherweise kaum eine Rolle, gilt das Ruhrgebiet heute als das Armenhaus Nordrhein-Westfalens mit den höchsten Arbeitslosenquoten und dem landesweit höchsten Bevölkerungsanteil, der von der Sozialhilfe lebt. In anderen europäischen und amerikanischen Ballungsräumen beobachten wir heute unter Bedingungen von Armut, Dauer- und Massenarbeitslosigkeit und sozialer Ausgrenzung Phänomene der „Desintegration“ und der „Entsolidarisierung“ in den ehemals proletarischen Vierteln. Beispielsweise werden diese Probleme in den Vorstädten von Paris, den „banlieus“ sichtbar⁶, ähnliches läßt sich heute in den alten Industriestädten in Belgien, Nordfrankreich oder in den englischen Midlands beobachten. In einer neuen „Subkultur der Armut“ lösen sich dort die traditionellen Solidarbeziehungen der Geschlechter und der Generationen auf. Solche Entwicklungen sind z.B. ablesbar an einer Zunahme nicht-ehelicher Geburten bei Müttern im Teenageralter, während sonst das Alter der Mütter bei Geburt des ersten Kindes überall in Europa steigt, oder an einer wachsenden Zahl alleinerziehender lediger und geschiedener Mütter, die heute schon die „Normalfamilie“ sind. Bislang praktizierte Formen von informeller sozialer Unterstützung und sozialer Kontrolle im Stadtteil verschwinden ebenso wie lokale Identitäten und politische Identifikation. Viertel mit solchen Strukturen sind auch gekennzeichnet durch Wahlenthaltung und Zulauf zu den neuen Rechtsparteien.

6 F. Dubet/D. Lapeyronnie, Im Aus der Vorstädte, 1994.

2. Armutsstrukturen im Ruhrgebiet

a) Sozialhilfe im Ruhrgebiet

Mehr als ein Drittel (37%) der Sozialhilfeempfängerinnen und -empfänger⁷ in NRW wohnte 1993 im Ruhrgebiet und dort vor allem in den Städten (25%). Die Zahl der in den elf Städten zwischen Hamm und Duisburg auf „laufende Hilfe zum Lebensunterhalt“ durch die Sozialämter angewiesenen Personen hat sich von 1982 auf 1993 mehr als verdoppelt und ist es wert genannt zu werden: 265.163. Zählt man noch die in den Kreisen lebenden bedürftigen Personen hinzu, so entsprach die Zahl der Betroffenen (383.981) in etwa der der Bevölkerung Bochums (401.058). Hierin noch nicht erfaßt ist die erhebliche Zahl derjenigen, die „Hilfe in besonderen Lebenslagen“ nach dem Bundessozialhilfegesetz erhalten haben. Wohlgermerkt, es handelt sich um statistische Angaben, die die Armutsrealität eher unterzeichnen. Scham und die Unterstützung durch soziale Netzwerke verhindern (noch), daß das wahre Ausmaß von Armut offensichtlich wird. Schätzungen und Fallstudien⁸ gehen von der doppelten Größe der statistisch berichteten Zahlen über Sozialhilfebedürftigkeit aus. Diese Zahlen markieren bislang den Höhepunkt des Anwachsens der Armutsbevölkerung in der Region. Erste Auswertungen der Mitte des Jahres 1996 immer noch nicht offiziell vorliegenden Sozialhilfestatistik für 1994 deuten auf eine weitere Verschärfung der Problematik hin.

b) Sozialhilfedichte

Das Ausmaß der Unterstützungsbedürftigkeit wird besser vorstellbar, wenn man die genannten Zahlen auf die jeweilige Bevölkerung bezieht. Mit diesem Indikator gemessen, waren in den Städten und Kreisen des Ruhrgebiets zwischen 5% und 10% der Bewohnerinnen und Bewohner zumindest zeitweise auf Sozialhilfe angewiesen. Im Durchschnitt waren 1993 knapp sieben von hundert Bürgerinnen und Bürgern betroffen.

Eine wenig beneidenswerte Spitzenstellung nahm die „Einkaufs- und Dienstleistungsmetropole“ Essen ein, in der nahezu jede elfte Person auf „laufende Hilfe zum Lebensunterhalt“ angewiesen war. Eine ähnlich hohe Sozialhilfedichte fand sich in Dortmund. Nimmt man noch die drei Revierstädte Herne, Hagen und Gelsenkir-

7 Betrachtet werden hier – soweit nicht anders angegeben – die kumulierten Jahreswerte der Empfänger/innen „laufender Hilfe zum Lebensunterhalt außerhalb von Einrichtungen“ („Sozialhilfeempfänger/innen im engeren Sinne“). Zur Unterscheidung der Empfängergruppen und zu methodischen Problemen der Sozialhilfestatistik s. J. Neuhäuser, Sozialhilfeempfänger, 1995, S. 704 ff. Die mittlerweile sehr umfangreiche Debatte über die Nützlichkeit der Sozialhilfestatistik für die Beschreibung von Armut kann und soll hier nicht wiederholt werden. Die statistischen Indikatoren erscheinen allerdings für Regional- und Längsschnittvergleiche unverzichtbar.

8 Genannt sei hier die Fallstudie der Bewältigung von Armut in sozialen Milieus am Beispiel von Duisburg-Bruckhausen von G. Tobias/J. Boettner, Hand, 1992.

lich eine Reihe weiterer Faktoren, die die Sozialhilfedichte unabhängig davon beeinflussen. Derartige Einflüsse haben offensichtlich gerade für das Ruhrgebiet eine erhebliche Relevanz, da hier der Zusammenhang zwischen Arbeitsmarktindikatoren und Sozialhilfequote erheblich variiert und der Einfluß der Arbeitslosenquote auf die Armutsverteilung mit statistischen Methoden nicht schlüssig nachzuweisen ist. So erwies sich die Sozialhilfebedürftigkeit in Bottrop, Bochum und Hamm 1993 trotz weit über dem Landesdurchschnitt liegender Arbeitslosenquote als unterdurchschnittlich. Hingegen hatte die Stadt Essen mit einer der niedrigsten Arbeitslosenquoten aller Ruhrgebietsstädte die höchste Sozialhilfedichte in ganz Nordrhein-Westfalen. (siehe auch Grafik e)

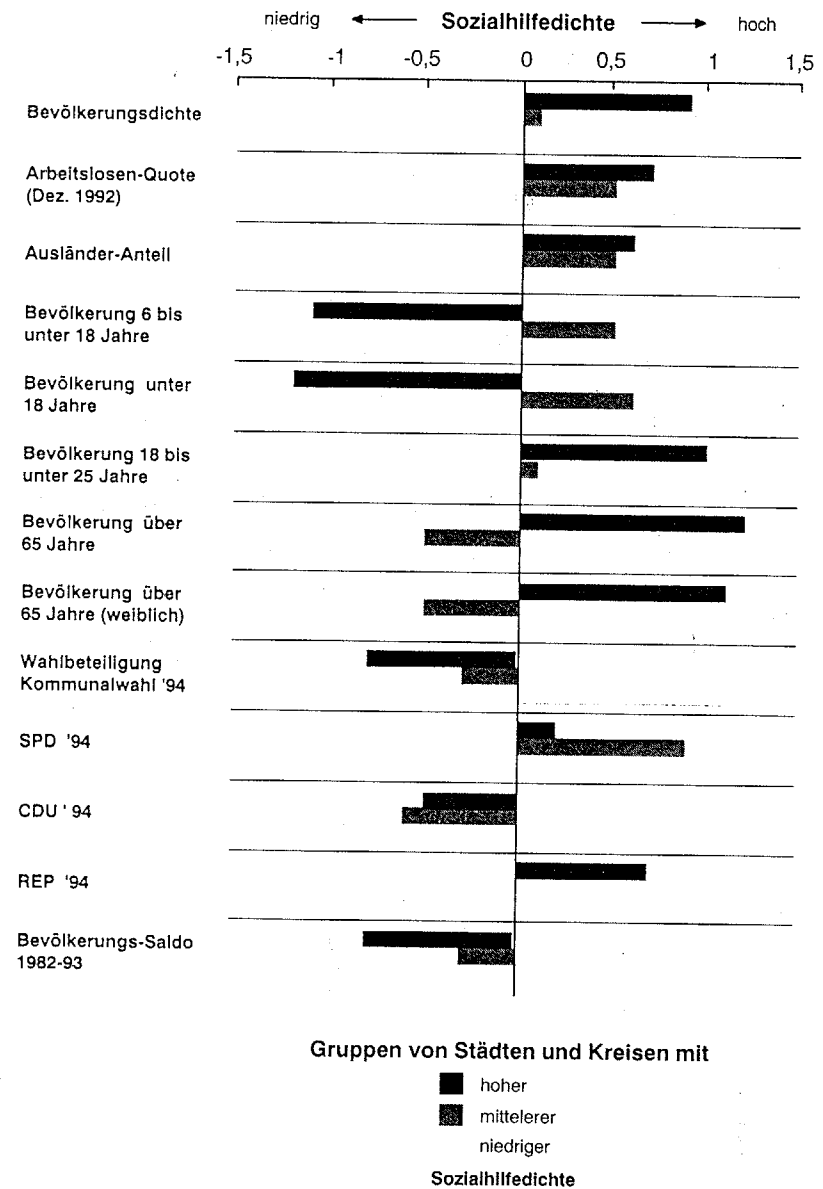
Diese Diskrepanzen sind Anlaß, nach weiteren Gründen für die Armutsentwicklung in den einzelnen Teilen der Region zu fragen. Dazu wurden die Kreise und kreisfreien Städte des Ruhrgebietes zu drei Gruppen zusammengefaßt, die sich durch das Niveau der Sozialhilfedichte deutlich unterscheiden. Der Gruppe mit „hoher Dichte“ gehören ausschließlich kreisfreie Städte an und zwar Essen (9,0 Empfänger/innen „laufender Hilfe zum Lebensunterhalt“ in v.H. der Einwohner), Dortmund (8,7), Herne (8,2), Hagen (8,1) und Gelsenkirchen (8,1). Die Gruppe „mittlerer Dichte“ besteht aus Oberhausen (7,4), Recklinghausen (7,2) und Duisburg (6,5). In der Gruppe „niedriger Sozialhilfedichte“ sind Unna (6,2), Mülheim (6,1), der Ennepe-Ruhr-Kreis (5,9), Bochum (5,5), Hamm (5,4), Wesel (5,3) und Bottrop (5,1) versammelt.

Die so klassifizierten Gruppen wurden anschließend anhand relevanter Merkmale miteinander verglichen. Die Merkmale, die z.T. auch in anderen Untersuchungen zur Armutsentwicklung Berücksichtigung fanden, wurden auf ihre Aussagefähigkeit und die Trennschärfe zwischen den Gruppen überprüft.¹¹ Von den in die Prüfung einbezogenen Merkmalen erscheinen uns die im unten wiedergegebenen Profil von besonderer Bedeutung zu sein. Für die Interpretation des Profils gilt, je größer die Differenz zwischen den (standardisierten) Werten, um so stärker unterscheiden sich die Gruppen der Städte und Kreise mit hoher bzw. niedriger Sozialhilfedichte in diesem Punkt.¹²

11 Berücksichtigt wurde ein breites Set von Merkmalen, die über die amtliche Regionalstatistik zur Verfügung stehen, u.a. Bevölkerungsdichte (1993), Arbeitslosenquote (1992), Anteil der Langzeitarbeitslosigkeit (April 1994), Ausländeranteil (1993), Altersstruktur der Bevölkerung (1993), Einkommensniveau; verfügbares Einkommen der privaten Haushalte je Einwohner (1991), Konfession (1993), Schulbildung (Volkszählung 1987), Wanderungsbewegung (Zuzüge, Fortzüge, Mobilitätskennziffern 1993), Bevölkerungssalden (1982/1993), Ehescheidungen (1993, 1994), Wahlbeteiligung (Kommunalwahl 1994), Parteienpräferenzen (Kommunalwahl 1994). Es wurden nur solche Merkmale ausgewählt, für die sich eine hinreichende Varianz zwischen den Gruppen feststellen ließ.

12 Die Gruppenmittelwerte jedes Merkmals wurden aus Gründen der einheitlichen Darstellbarkeit mit dem Verfahren der „z-Transformation“ standardisiert.

Grafik 3: Sozialhilfedichte in Abhängigkeit von der Sozialstruktur im Ruhrgebiet



Die statistisch ermittelten Beziehungen können mit einigen Vermutungen verbunden werden, die dann durch eine sozialräumliche Analyse genauer abgeklärt werden sollen. Im Hinblick auf die Bevölkerungsdichte zeigen sich sehr deutliche Unterschiede zwischen den Gruppen. Allerdings handelt es sich bei diesem Indikator um eine hochkomplexe und schwer interpretierbare Größe. Am ehesten läßt sich ein Zusammenhang zwischen dicht bebauten städtischen Quartieren und hohen Anteilen einkommensschwächerer Personen vermuten. Hierunter fallen Quartiere des sozialen Wohnungsbaus der 1960er und 1970er Jahre, die sich z.T. zu sozialen Brennpunkten entwickelt haben; sie sind heute mitunter Zielgebiete des Programms „Stadtteile mit besonderem Erneuerungsbedarf“. Ebenso gehören hierzu abgewertete innenstadtnahe Wohnlagen mit sozial ausgegrenzter, meist ausländischer Bevölkerung. Der durchschnittliche Ausländeranteil ist in der ersten Gruppe deutlich höher. Diese Feststellung korrespondiert mit der Tatsache eines ebenfalls seit Anfang der 1980er Jahre deutlich höheren Sozialhilferisikos, dem die ausländische Bevölkerung aufgrund unterschiedlicher beruflicher und sozialer Benachteiligungen ausgesetzt ist. Auffällig ist der vergleichsweise geringe Anteil von Kindern und Jugendlichen in der Gruppe der Städte mit hoher Sozialhilfedichte, der (im hier diskutierten Kontext) auf einen nur noch wenig ausgeprägten Familiensektor schließen läßt. Diese Vermutung wird durch die Ergebnisse des regionalisierten Mikrozensus gestützt, der für die besagten Regionen¹³ – mit Ausnahme von Gelsenkirchen – eine überdurchschnittliche Quote von Einpersonenhaushalten und von Ehepaaren ohne Kinder, gemessen an allen Haushalten, feststellt. Bei den Haushalten mit Kindern kann von einer größeren Häufigkeit Alleinerziehender und von Haushalten in sozial problematischen Konstellationen ausgegangen werden. Für diese Annahme spricht auch die höhere Rate von Amtspflegschaften in den besagten Städten.¹⁴ Die beschriebenen Strukturen deuten auf einen Zusammenhang zwischen Armutsdichte und der Erosion familialer und verwandtschaftlicher Unterstützungsnetzwerke hin. Die Beziehung zwischen hohen Anteilen alter Menschen und materieller Not, insbesondere älterer Frauen, und der Sozialhilfedichte erklärt sich in erster Linie durch (kumulative) Effekte mangelnder sozialer Sicherung dieser Bevölkerungsgruppe. Die damit verbundenen Probleme sind um so virulenter, je geringer die familiäre Unterstützung ausfällt. Es handelt sich um eine Problematik, die in erster Linie für die Großstädte zutrifft. Die Mobilität ließ nur geringe Rückschlüsse auf die Verteilung der Sozialhilfedichte zu. Allenfalls die gemessene Bevölkerungsveränderung zwischen 1982 und 1993 deutet auf Unterschiede zwischen den Gruppen unterschiedlicher Sozialhilfedichte hin; allerdings mit dem, verbreiteten Hypothesen widersprechenden Ergebnis, daß eine hohe Mobilitätsrate eher mit geringer Sozialhilfedichte einhergeht. Eine Erklärung ergibt

13 Landesamt für Datenverarbeitung und Statistik NRW: Regionalergebnisse Mikrozensus 1992. Arbeitstabellen. Die Regionen (sog. Anpassungsschichten) des Mikrozensus sind in den meisten Fällen nicht mit den Grenzen der Kreise und kreisfreien Städte identisch und können daher hier nur Näherungswerte liefern.

14 H. Bertram, *Lebenslagen*, 1993, S.94 f.

sich u.a. durch die hier nicht näher analysierten Effekte selektiver Wanderungen und die Suburbanisierung einkommensstärkerer Bevölkerungskreise. Für einen Zusammenhang zwischen Parteienpräferenz bzw. Konfessionszugehörigkeit und Sozialhilfedichte fanden sich keine hinreichenden Indizien.¹⁵ Hingegen zeigt sich eine Beziehung zwischen der Wahlbeteiligung und lokaler Armut. Wahlabstinenz ist jedoch unseres Erachtens als Folge- bzw. Nebenwirkung und nicht als Ursache von städtischen Armuts- und Polarisierungsstrukturen zu interpretieren.

Insgesamt läßt sich in den besonders unter Armutsproblemen leidenden Städten und Kreisen des Reviers eine Kumulation von Problemlagen und -gruppen feststellen. Es ist, so unsere Hypothese, die Konzentration sozialer Benachteiligungen und Ausgrenzungen vor Ort, die das Gesamtprofil besonders armutsbelasteter Städte ausmacht.

Nun gehört es zu den grundlegenden Erkenntnissen der Stadtsoziologie, daß die Bevölkerung innerstädtisch ungleichmäßig verteilt, sozial segregiert ist. Eine detailliertere Analyse des Zusammenhangs zwischen Sozialhilfedichte und Gebietsstruktur muß daher auf sozialräumlicher Ebene, also unterhalb des Aggregats Kreis bzw. Stadt ansetzen.

An der unterschiedlichen „Sozialhilfedichte“ in Ruhrgebietsstädten mit gleicher Arbeitslosenquote sind auch Unterschiede und Veränderungen sozialräumlicher Strukturen in den Städten und örtlicher sozialer Milieus zu erkennen. Sozialraumstrukturen sind gewissermaßen der räumliche Aspekt ungleicher Lebenslagen der Menschen, soziale Milieus bezeichnen unterschiedliche Formen und Intensitäten ihrer sozialen Vernetzung. Es kann gezeigt werden, daß eine besondere Problematik für das Ruhrgebiet tatsächlich durch das bereits in den 1980er Jahren zu beobachtende Verschwinden der familialen Lebensformen bzw. ihre Erosion in den ärmeren Stadtteilen der Revierstädte gegeben ist. Darin sind die Ergebnisse eines Prozesses zirkulärer Verursachung zu sehen, in dem Armut zur Desintegration der Familien führt, die wiederum zur Verfestigung von Armut beiträgt. Im Ergebnis werden die Kommunen im Ruhrgebiet zunehmend mit Problemen konfrontiert werden, die in der Vergangenheit noch im Rahmen familialer und verwandtschaftlicher Solidarpotentiale gelöst werden konnten.

d) *Familien-solidarität im Arbeitermilieu*

Für die typisch familiäre Solidarität „der deutschen Familie“ im Nachkriegsdeutschland galt: Die „alltägliche Not der Lebenshaltung [...] erfordert den engen Zusammenhalt und die gemeinschaftliche Anstrengung aller Familienmitglieder“. Die materielle Not „suspendierte“ zugleich einen Großteil der innerfamilialen Krisen

15 Inwieweit Parteienpräferenzen und Konfessionszugehörigkeit als Indikator für Verhaltensdispositionen und damit für Inanspruchnahme von Sozialhilfe herangezogen werden können, wie dies W. Krug/N. Rehm, *Disparitäten*, 1986 versuchen, ist umstritten. Vgl. H.J. Hofmann/J. Erwin/D. Senling, *Verteilung*, 1988, S. 138 ff. Ebenso könnte argumentiert werden, daß defizitäre soziale Bedingungen die Wahlergebnisse direkt oder indirekt (über die Wahlbeteiligung) beeinflussen.

und Konflikte und schweißte die Generationen und Geschlechter zusammen. Dies galt in den Nachkriegsjahren für alle Familien in einer Situation allgemeiner Verarmung und „Deklassierung“, in der es nur noch besser kommen konnte.¹⁶ Inzwischen ist die materielle Situation wesentlich besser. Viele von denen, denen es heute besonders gut geht, haben allerdings keine Familien mehr. Aus der Familienforschung ist bekannt, daß auch heute noch Personen aus den unteren Bildungsschichten eher familienorientierte Lebenskonzepte als die höher Gebildeten haben und stärker familienorientiert sind¹⁷, was die Verpflichtung zur typisch familialen Solidarität im Prinzip einschließt. Der Vergleich der 1990er mit den 1950er Jahren zeigt aber, daß Familiensolidarität bestimmte Voraussetzungen braucht. Sie bedarf nämlich der Hoffnung auf bessere Zeiten. Diese Hoffnung war in der Nachkriegszeit, in der es nur noch besser kommen konnte, und später in Zeiten, in denen materielle Not infolge Arbeitslosigkeit noch als nur vorübergehend angesehen werden konnte, relativ unproblematisch. Sie ist jedoch heute in Stadtteilen wie Duisburg-Bruckhausen, in denen die Eltern Langzeitarbeitslose sind und die Kinder gar nicht erst den Einstieg ins Beschäftigungssystem schaffen, ganz und gar unrealistisch. Untersuchungen über die Bewältigung der Arbeitslosigkeit als „Vereinigungsfolge“ in Ostdeutschland haben nach vergleichbaren Formen der Familiensolidarität gesucht. Sie haben in der Tat gefunden, daß es zwar zunächst die Familien waren, die die „sozial deklassierten“, unerwartet und langfristig arbeitslosen Männer und Frauen materiell und emotional unterstützt haben. Diese Auffangleistung der Familien war jedoch temporärer Natur, und insbesondere bei mehrjähriger Arbeitslosigkeit traten später erhebliche Belastungen der Beziehungen in der Familie ein.¹⁸

Ein Teil der im Revier besonders hohen Anstiege der Sozialhilfedichte geht wahrscheinlich nicht allein zu Lasten des Anstiegs der Arbeitslosigkeit, sondern wird durch Veränderungen im sozialen und familialen Milieu erklärbar. Neben den direkten Folgen der Massen- und Langzeitarbeitslosigkeit, die Langzeitarbeitslose in die Sozialhilfe „abrutschen“ lassen, ist also als weiterer Hintergrund der heute z.T. extrem hohen Sozialhilfedichten die Erosion und die Überlastung der traditionellen familialen und nachbarschaftlichen Solidaritäten der Familien in den Arbeitervierteln auf dem Hintergrund von Arbeitslosigkeit und sozialer Ausgrenzung zu vermuten. Einen solchen Befund empirisch hinreichend erhärtet zu präsentieren, verlangt Daten, die es (noch) gar nicht gibt. Es können aber dennoch genügend Anhaltspunkte geliefert werden, die diese These plausibel machen. Diese Botschaft aber wäre alarmierend genug. Denn sie besagt nicht weniger, als daß die Region dabei ist, ihr spezifisches soziales Kapital oder ihr reviertypisches „Humanvermögen“ zu verlieren.

16 H. Schelsky, Wandel, 1953.

17 K.P. Strohmeier/H.J. Schulze, Erwerbstätigkeit, 1995.

18 U. Herlyn/P. Franz, Familie, 1995.

3. Sozialraumstrukturen und lokale Milieus

Der „Motor“ der Veränderung der kleinräumigen Sozialstrukturen und der lokalen Milieus ist Zuwanderung aus dem Ausland¹⁹ und Abwanderung aus der Region. Die Stadt Essen hat zwischen 1970 und 1987 z.B. über 100.000 Einwohner verloren. Hinzu kommen die Auswirkungen kleinräumiger Binnenwanderung in der Region, die zur Entmischung ehemals gemischter Viertel und zur räumlichen Ausgrenzung von Menschen in benachteiligten Lebenslagen und zur zunehmenden Abgrenzung der besonders Privilegierten geführt haben. Diese Prozesse sind für das Revier zwar in einzelnen Fallstudien beschrieben worden, aber noch nicht gut auf einer flächendeckenden repräsentativen Datengrundlage erforscht. Überall in den großen Städten zeigen sich seit den 1970er Jahren bis heute zunehmende Tendenzen einer Polarisierung sozialer Lagen, die sich in wachsenden sozialen Gegensätzen auf der Ebene von Stadtvierteln ausdrückt. Einer zunehmenden Konzentration der Armut in einer wachsenden Zahl von „Armutsinseln“ entspricht eine ebensolche Konzentration des Reichtums. Dabei ist es auf der Grundlage der Regionalstatistik relativ leicht, die besonders armen kleinräumig zu lokalisieren, während es schier unmöglich ist, die ganz Reichen zu finden.

Ein in der soziologischen Stadtforschung etabliertes Instrument zur Messung solcher Disparitäten kleinräumiger Bevölkerungs- und Sozialstrukturen und damit zur Erfassung der Randbedingungen örtlicher Milieus und Lebenswelten ist die „Sozialraumanalyse“ (social area analysis), die in den 1940er Jahren in den USA entwickelt wurde.²⁰ Mit kleinräumigen (Gemeinde- bzw. Bezirks-)Daten der Volkszählung lassen sich mit verhältnismäßig einfachen Mitteln sozialräumliche Strukturindikatoren konstruieren²¹, die zugleich gültige und verlässliche Indikatoren lokaler Milieus sind. So weisen z.B. nach vorliegenden empirischen Studien²² Arbeiterviertel, also Stadtteile mit niedrigem „sozialem Rang“ (s.u.), eine erhebliche Dichte von Verwandten- und Nachbarschaftskontakten im Viertel und ein erhebliches Ausmaß an informeller Hilfeleistung unter den Verwandten und Nachbarn auf. Das gleiche gilt für Quartiere, in denen („hoher Familienstatus“, s.u.) Familien mit Kindern quasi unter sich sind. In Quartieren mit hohem sozialem Rang leben dagegen überwiegend Personen der oberen Schichten mit überlokalen, regionalen Beziehungsnetzen, in denen Familie und Verwandte nur eine geringe Rolle spielen.

a) „Soziale Räume“ im Ruhrgebiet

Die amerikanischen Begründer der Sozialraumanalyse gingen von der Annahme aus, daß Bewohner unterschiedlicher „sozialer Räume“ sich in bezug auf jeweils typische Verhaltensweisen und Einstellungen voneinander unterscheiden. Sozial-

19 So durch den Zuzug und den Familiennachzug von Arbeitsmigranten, neuerdings vor allem durch Zuzug von Aussiedlern und Flüchtlingen.

20 E. Shevky/W. Bell, Sozialraumanalyse, 1974.

21 K.P. Strohmeier, Räume, 1983, S. 87-124.

22 Befunde und Methode werden erläutert bei K.P. Strohmeier, Quartier, 1983.

raumanalysen sind tatsächlich mit Erfolg z.B. in der Wahlforschung und in der Kriminalitätsforschung angewandt worden. Sozialräume in diesem Sinne sind typische Muster der kleinräumigen Segregation der Stadtbewohner, aus denen auf kollektive Verhaltensausprägungen geschlossen werden kann. Quartiere mit niedrigem sozialen Rang und (mittlerem) gemischtem Familienstatus sind z.B. die traditionellen SPD-Stammwählergebiete gewesen. Diese Zusammenhänge sind heute nicht mehr so eindeutig, sie verändern sich und verschwinden zum Teil. Es ist deshalb nötig, nach den Bedingungen und sozialen Prozessen zu fragen, aus denen solche kleinräumigen Regelmäßigkeiten von Einstellungen und Verhalten resultieren. Der Stadtteil oder das Dorf, in dem man aufwächst, hat durch raumtypische Erfahrungen und Sozialbeziehungen einen die Persönlichkeit und das Handeln prägenden Einfluß.²³ Wenn es solche Prägungen gibt, dann gibt es sie im Ruhrgebiet in besonderem Maße, denn die Bevölkerung der Revierstädte ist mit Abstand die bodenständigste im Lande. Der Wanderungsumsatz (Zuzüge plus Fortzüge) gemessen am Bevölkerungsstand ist im Revier auch heute noch niedriger als in den anderen Städten und Kreisen des Landes. Die reviertypischen Arbeits- und Lebensbedingungen prägen deshalb über generationstypische und regionstypische Sozialisationsprozesse und Erfahrungen in besonderem Maße das Handeln und die Einstellungen der Menschen, die hier leben. Diese Arbeits- und Lebensbedingungen sind heute aber andere als noch vor drei Jahrzehnten. Vor dem Hintergrund der Erfahrung von Arbeitslosigkeit, Verarmung und sozialer Ausgrenzung können wir heute nicht selbstverständlich dieselben Mentalitäten und traditionell solidarischen Sozialformen der Menschen im Revier wie vor dreißig Jahren erwarten.

Die letzten systematischen Sozialraumanalysen für deutsche Stadtregionen haben mit Daten der Volkszählung 1970 gearbeitet. Die aktuellste Datenbasis zur Erstellung einer sozialen Landkarte der sozialräumlichen Strukturen im Revier ist die Volkszählung 1987. Erste Daten für das Ruhrgebiet wurden vom KVR 1992 in seinem „Strukturatlas Ruhrgebiet“ veröffentlicht, wobei anstelle von „Strukturen“ aber nur Merkmalsverteilungen auf bunten Landkarten präsentiert wurden. Im folgenden sollen räumlich aufbereitete Einzelmerkmale in einer zu Strukturindikatoren verdichteten Form verwendet werden. Folgende Strukturindikatoren werden unterschieden:

1. „Sozialer Rang“ von Stadtteilen, gebildet aus den Merkmalen: Bevölkerungsanteil mit Abitur oder Fachhochschulreife, Erwerbstätige in „übrigen Dienstleistungsbereichen“ (außer Handel, z.B. personenbezogene Dienste, freie Berufe, Gebietskörperschaften), Anteil der Frauen an den Erwerbstätigen, Anteil der Arbeiter an den Erwerbstätigen und Mietniveau. Höchste Werte auf diesem Indikator „Sozialer Rang“ haben Stadtteile mit hohen Anteilen von Bewohnern mit höherer Schulbildung, vielen Erwerbstätigen in Dienstleistungsberufen,

23 W. Brepohl, Heimat, 1952 nannte den „sozialen Raum“ den Raum „primärer sozialer Beziehungen“.

hohem Mietniveau, hoher Frauenerwerbsquote und niedrigem Arbeiteranteil, entsprechend niedrige Werte haben z.B. die reviertypischen Werksiedlungen und Kolonien, aber auch die Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus.

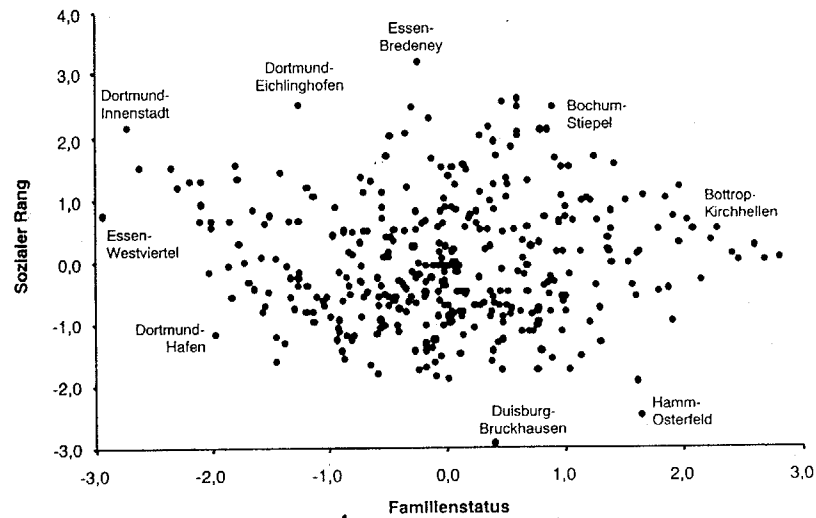
2. „Familienstatus“ von Stadtteilen, gebildet aus den Merkmalen: Anteil der Ein- und Zweifamilienhäuser an allen Wohngebäuden, Anteil der Kinder unter sechs Jahren an der Wohnbevölkerung, Anteil der Einpersonenhaushalte und der Haushalte mit vier und mehr Personen an allen Haushalten. Höchste Werte, einen hohen Familienstatus also, haben hier z.B. Vorstadtsiedlungen mit relativ vielen Ein- und Zweifamilienhäusern, wenigen Einpersonenhaushalten und mit einem hohen Anteil von Kindern an der Wohnbevölkerung.
3. „Ethnische Segregation der Stadtteile“, gemessen nur über ein Merkmal: den Anteil der Ausländer an der Wohnbevölkerung.

Grundgesamtheit der Analyse sind die 377 „Gemeindeteile“ der kreisfreien Städte im Ruhrgebiet. Mit den drei Strukturindikatoren²⁴ läßt sich jeder davon in einem dreidimensionalen „sozialen Raum“ abbilden. Jeder Indikator hat einen Mittelwert von Null und eine Standardabweichung (mittlere Streuung der Einzelwerte um diesen Wert) von 1. Ein Stadtteil mit Werten von etwa Null auf allen drei Indikatoren würde also in jeder Hinsicht dem Ruhrgebietsdurchschnitt entsprechen. Solche reviertypischen Durchschnittsstadtteile sind z.B. Bochum-Gerthe oder Dortmund-Dorstfeld. Der Bochumer Vorort Stiepel, bevorzugtes Wohngebiet u.a. von Professoren der Ruhr-Universität, hat einen „Sozialen Rang“ von +2,12, einen „Familienstatus“ von +0,86 und eine „ethnische Segregation“ von -0,9. Es handelt sich also um ein Mittel- und Oberschichtenwohngebiet, bewohnt überwiegend von Familien mit Kindern in Ein- und Zweifamilienhäusern, mit nur geringen Ausländeranteilen. Der Gelsenkirchener Stadtteil Bismarck dagegen wird durch das folgende Wertetripel beschrieben: -1,2; -0,1; 1,4. Wir sehen hier also einen Arbeiterstadtteil mit gemischter Alters- und Haushaltsstruktur und mit hoch überdurchschnittlichem Ausländeranteil.

Der Ausländeranteil, die „ethnische Segregation“, ist im Ruhrgebiet, anders als in den nordamerikanischen Städten (z.B. Los Angeles), in denen dieses Klassifikationsverfahren entwickelt wurde, kein unabhängiges sozialräumliches Strukturmerkmal. Hohe Ausländeranteile finden wir in den armen Stadtteilen mit besonders niedrigem sozialen Rang (13% gegenüber 7% im Durchschnitt) und in Quartieren mit besonders niedrigem Familienstatus (11%). Im Ruhrgebiet ist die ethnische Segregation damit in erster Linie ein zusätzlicher Indikator für Armut und die schwindende Prägung von Nachbarschaften durch familiäre Lebensformen. Wir beschränken uns deshalb im folgenden auf die Betrachtung der Strukturindikatoren „Sozialer Rang“ und „Familienstatus“ und betrachten die Ausländeranteile (vor

24 Das Verfahren der sozialräumlichen Indexbildung mit „factor scores“ auf der Grundlage einer Hauptkomponentenanalyse mit Varimax-Rotation der Faktoren soll hier nicht im einzelnen erläutert werden.

Grafik 4: Sozialraumstruktur aller Ruhrgebietsstädte (Stadtteile)

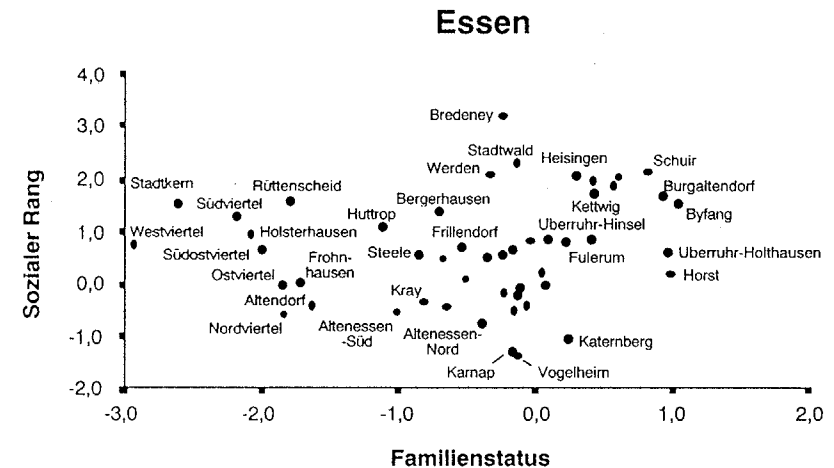
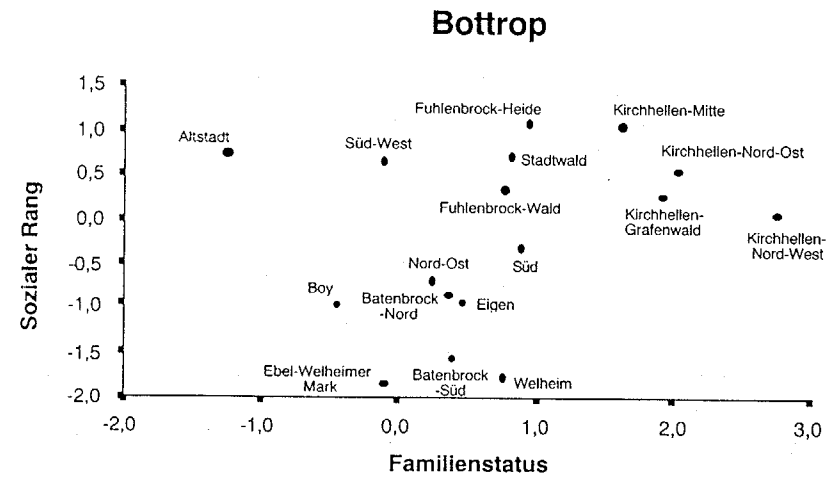


allem im Quadranten „links unten“ in Grafik 4) als durch diese beiden quasi mitgemessen.

Die 377 Stadtteile der kreisfreien Städte im Ruhrgebiet bilden insgesamt eine differenzierte großstädtische Struktur ab.²⁵ Diese Struktur ist hochgradig polarisiert. Sozialräumliche Polarisierung ist heute ein Charakteristikum aller Großstadtregionen. Die Stadtsoziologie spricht von einer Dreiteilung der Städte in die „erste Stadt“, in der sich Glanz- und Höhepunkte und die überregionalen Funktionen konzentrieren, in die „zweite Stadt“, die die Arbeits-, Versorgungs- und Wohnstadt der städtischen Mittelschichten ist, und in die „dritte Stadt“ mit wachsender sozialer Segregation und Verarmung der unteren Schichten. In Grafik 4 ist die erste Stadt links oben zu finden, die zweite oben rechts und die dritte unterhalb der Horizon-

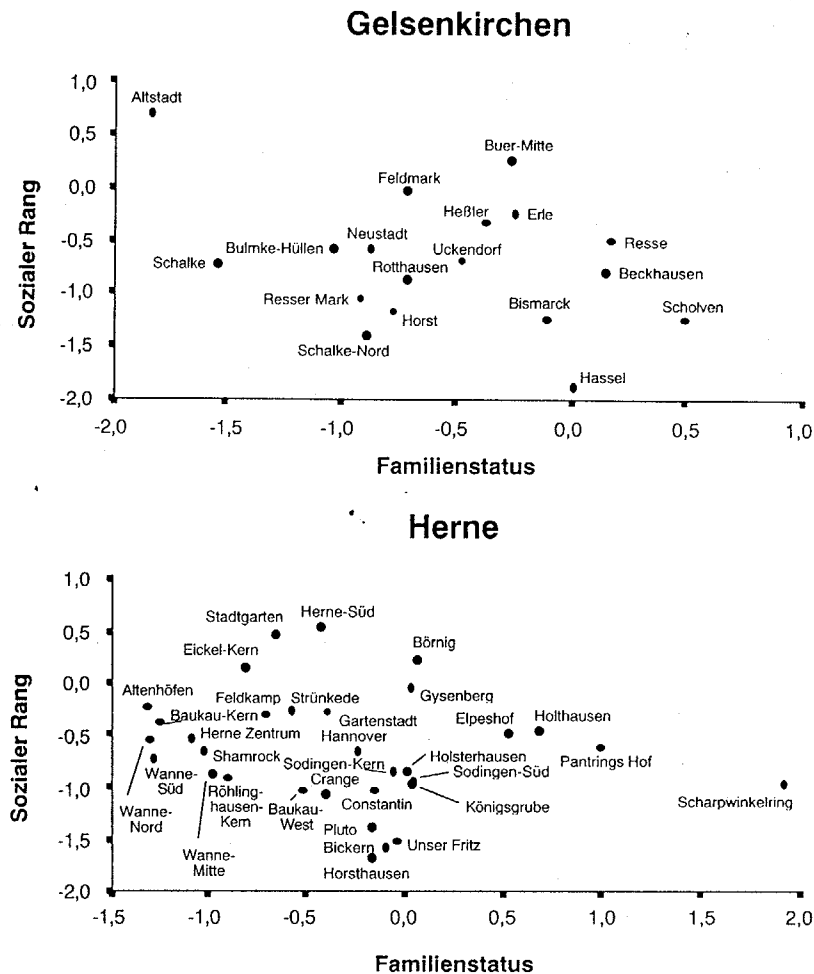
25 Die Datenlage erlaubt leider keinen flächendeckenden Vergleich mit der Sozialraumstruktur der Ruhrgebietsstädte im Jahre 1970 (vorige Volkszählung). Eine Detailanalyse der Veränderungen der Sozialraumstruktur in Essen mit den Daten beider Volkszählungen, an der wir zur Zeit arbeiten, zeigt jedoch einen gemeinsamen Trend: Fast überall nahmen die Ausländeranteile zu, der soziale Rang stieg leicht und der Familienstatus fiel. Die Gesamtstruktur bleibt aber andererseits über die Zeit von siebzehn Jahren in hohem Maße stabil, d.h. die relative Position der Stadtteile zueinander verändert sich kaum. Allerdings vergrößern sich die Abstände an den Rändern. Einzelne extrem benachteiligte Stadtteile des Jahres 1970 sind 1987 noch weiter zurückgefallen, die relativ gute Position anderer Viertel aus der Spitzenreitergruppe hat sich noch verbessert. Diese Polarisierung, gemessen am Abstand der Extreme der „besten“ und „schlechtesten Lagen“ (im Jargon der Immobilienbranche) hat im Zeitverlauf seit 1970 noch zugenommen.

Grafik 5: Sozialraumstrukturen ausgewählter Ruhrgebietsstädte (Stadtteile)



alen, vor allem links unten. Die Mitte (das Quadrat mit der Seitenlänge von einer Standardabweichung, das man um den Schnittpunkt beider Achsen legen kann) ist (als deutliches Indiz für Polarisierung) mit 58 Stadtteilen am geringsten besetzt. Im Bereich „links unten“, Stadtteile mit niedrigem sozialen Rang und niedrigem Familienstatus, also wenige Familienhaushalte mit Kindern, viele Einpersonenhaushalte, liegen 91 Stadtteile, das sind die meisten im Ruhrgebiet; „links oben“, bürgerliche Viertel mit niedrigem Familienstatus, befinden sich 64 Stadtteile; „rechts oben“, bürgerliche Viertel vor allem in der (Vorstadt-)Familienzone der

Grafik 5: Sozialraumstrukturen ausgewählter Ruhrgebietsstädte (Stadtteile)



Städte liegen 85 Stadtteile; „rechts unten“, kinderreiche und familiengeprägte Arbeiterviertel, liegen 79 Stadtteile. In der Grafik sind einzelne Stadtteile markiert, die für den jeweiligen Sozialraumtyp typisch sind.

Die polarisierte, insgesamt großstadtypische Sozialraumstruktur findet sich über alle Ruhrgebietsstädte. In den einzelnen Städten existieren jedoch jeweils nur bestimmte Teile davon. Ein Drittel der bürgerlichen, nicht familiengeprägten Viertel „links oben“ im Revier liegt allein in Essen. Mehr als ein Fünftel der armen, familial desintegrierten Viertel liegt allein in Herne. Ein Drittel der gemischten,

„durchschnittlichen“ Stadtteile in der Mitte liegt in Bochum. Bei der Betrachtung der analog zu Grafik 4 aufgebauten Sozialraumprofile z.B. der Städte Gelsenkirchen, Herne und Bottrop in Grafik 5 ist eine Konzentration der Herner und Gelsenkirchener Stadtteile „links unten“ zu erkennen, während Bottrop offensichtlich Teil der Familienzone am Rande des Reviers ist mit familiengeprägten Vorstädten „oben rechts“ und kinderreichen ärmeren Stadtteilen „unten rechts“.

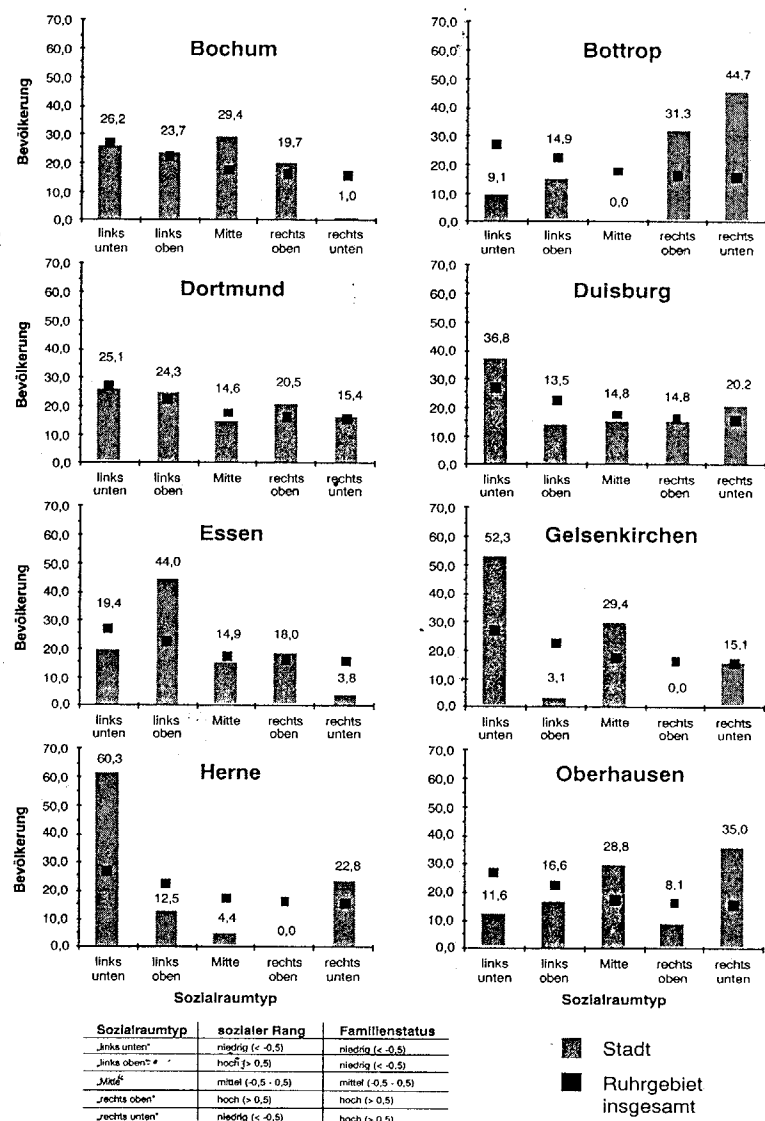
Eine „vollständige Stadtstruktur“, die alle denkbaren und in anderen Großstadtregionen auch vorkommenden Sozialraumtypen als Kombinationen der o.g. drei Strukturindikatoren in hinreichender Vielfalt aufweist, wie in Grafik 4, ist erst zu erhalten, wenn die Stadtteile aller Revierstädte zusammen betrachtet werden. Die einzelnen Städte im Revier enthalten jede für sich jeweils nur Ausschnitte aus der für eine Großstadtregion typischen Bandbreite städtischer Viertel. Wenn es allerdings eines Beweises für den stadträumlichen Zusammenhang und die großstädtische Identität des Ruhrgebiets bedürfte, dann kann er hier angetreten werden.

Solche Strukturvergleiche auf der Basis von Stadtteilen sind noch verzerrt, weil sie nicht die unterschiedlichen Bevölkerungszahlen berücksichtigen. In einem Nobelvorort mit vielen Einfamilienhäusern leben weitaus weniger Menschen als in einer hochbebauten und dichtbesiedelten innerstädtischen Armutsinsel. Zudem schneiden die Städte ihre Stadtteile unterschiedlich groß. Sinnvoller ist es, die Bevölkerungsanteile zu betrachten, die jeweils in unterschiedlichen Sozialraumtypen leben. Beim Vergleich der Grafiken 4 und 5 ist zu erwarten, daß zwischen den Ruhrgebietsstädten erhebliche Unterschiede in der jeweiligen Anzahl der Menschen bestehen, die in den unterschiedlichen Sozialraumtypen und den damit angezeigten sozialen Milieus leben. Um die folgenden Analysen anschaulich zu halten, soll die Struktur von Grafik 4 als Klassifikationsschema dienen. Folgende Sozialraumtypen werden unterschieden:

Tabelle 1: Sozialraumtypen

Sozialraumtyp	Sozialer Rang	Familienstatus
„links unten“	niedrig (< -0,5)	niedrig (< -0,5)
„links oben“	hoch (> 0,5)	niedrig (< -0,5)
„Mitte“	mittel (-0,5 bis 0,5)	mittel (-0,5 bis 0,5)
„rechts oben“	hoch (> 0,5)	hoch (> 0,5)
„rechts unten“	niedrig (< -0,5)	hoch (> 0,5)

Grafik 6: Sozialraumstrukturen aller Ruhrgebietsstädte und ausgewählter Städte (v.H. der Bevölkerung in Sozialraumtypen)



Die Zone um den Schnittpunkt beider Achsen in Grafik 4 ist quasi die reviertypische soziale Bandbreite. Knapp 18% der Bevölkerung der Revierstädte leben in diesen sozialstrukturell und demographisch gemischten Wohngebieten des Typs „Mitte“. Der größte Teil der Bevölkerung, mehr als ein Viertel, lebt in den familial desintegrierten Stadtteilen „links unten“. In den bürgerlichen, gleichfalls wenig familiengeprägten Vierteln „links oben“ lebt ein knappes Viertel der Menschen im Revier (von diesem Viertel allerdings wohnt jeder Dritte in Essen). In den bürgerlichen Vorstädten der Familienzone „rechts oben“ lebt ein Sechstel der Revierbewohner, in den familiengeprägten und kinderreichen armen Stadtteilen „rechts unten“ ein weiteres Sechstel.

Diese reviertypische kleinräumige Verteilung ungleicher Lebenslagen der Bevölkerung ist so in keiner der kreisfreien Städte im Ruhrgebiet zu finden. In Duisburg liegt der Bevölkerungsanteil der ärmeren Stadtteile („unten“) deutlich höher als im Revier insgesamt. Ein Drittel der Duisburger lebt „links unten“. In Essen dagegen leben 44% der Bevölkerung „links oben“, insgesamt leben zwei Drittel der Essener „oben“. Der einzige Essener Stadtteil „rechts unten“ ist 1987 Essen-Katernberg gewesen.²⁶ Die Mülheimer Struktur ist der Essener recht ähnlich. Der Typus „rechts unten“, arme familiengeprägte Stadtteile, der in Mülheim fehlt, ist nebenan in Oberhausen der häufigste. Ein Drittel der Oberhausener lebt 1987 „rechts unten“. In Bottrop leben gar 45% der Menschen in diesem Quartierstyp und noch einmal ein Drittel in den eher bürgerlichen Vierteln „rechts oben“. Bottrop ist wie Hamm eindeutig Teil der Familienzone, die in den Randlagen des Reviers zu finden ist. Hier ist eine besondere Polarisierung der Sozial- und Familienstrukturen festzustellen. Die reviertypische Mitte gibt es in Bottrop gar nicht, und in Hamm ist sie nur sehr schwach besetzt. Eben diese Mitte mit der reviertypischen Mischung der Sozial- und Haushaltstrukturen ist charakteristisch für Bochum, wo 30% der Bevölkerung in solchen gemischten Vierteln leben. In den nicht familiengeprägten Sozialraumtypen „links unten“ und „links oben“ lebt je ein Viertel der Bochumer. Ein Fünftel der Bevölkerung lebt in familiengeprägten bürgerlichen Vorstädten „rechts oben“, z.B. in Stiepel (siehe Grafik 4). Auch in Gelsenkirchen ist die Mitte stark besetzt, allerdings lebt hier, wie auch in Herne, so gut wie niemand „links oben“ oder „rechts oben“, aber jeweils deutlich über die Hälfte in beiden Städten „links unten“.

Noch Mitte der 1970er Jahre war relative Einkommensarmut in den alten Arbeitervierteln im Ruhrgebiet kein Anlaß der vermehrten Inanspruchnahme von Sozialhilfe. In einer vergleichenden Untersuchung der Lebenslage junger Familien, deren Daten 1976 erhoben wurden, wurde festgestellt²⁷, daß damals jeweils 5% der jungen Familien im proletarischen Gelsenkirchen und im bürgerlichen Münster Empfänger von Sozialhilfe waren, darunter vor allem Kinderreiche mit vier und

26 Aktuelle Analysen der Essener Stadtverwaltung deuten an, daß der Stadtteil inzwischen nach „links unten“ gewandert ist.

27 Kaufmann u.a., Sozialpolitik, 1980.

mehr Kindern und Alleinerziehende. Die mittleren Haushaltseinkommen der jungen Gelsenkirchener Familien lagen seinerzeit um ein Viertel niedriger als die im bürgerlichen Münster. Im Städtevergleich der Einkommen pro Kopf fanden sich in den Gelsenkirchener Arbeitervierteln Bismarck und Schalke die größten Anteile von „eigentlich“ sozialhilfeberechtigten Familien, die keine Sozialhilfe beantragt hatten. Die größere Einkommensarmut und die größeren Familien in Gelsenkirchen führten 1976 also nicht zu einer höheren Inanspruchnahme von Sozialhilfe. Die 1976 untersuchten Gelsenkirchener Familien hatten aber nicht nur im Durchschnitt die meisten Kinder und die niedrigsten Einkommen. Sie verfügten auch über die dichtesten Familien-, Verwandten- und Nachbarschaftsbeziehungen im Vergleich zu den Familien in den anderen Städten und (mindestens die Mütter) lebten (z.T. von Geburt an) lange genug in ihren Stadtteilen, um dort über soziale Ressourcen in Form sozialer Unterstützung in Familie und Nachbarschaft verfügen zu können. Ähnliches wurde über die Situation „alter Familien“, der sogenannten „Etablierten“, in einer englischen Arbeitervorstadt berichtet.²⁸ Neu zugezogene Familien dagegen waren als „Außenreiter“ in bezug auf solche lokalen Verwandten- und Nachbarschaftsnetzwerke isoliert und auf öffentliche Hilfen verwiesen. Innerhalb der örtlichen Verwandtschaft und der Nachbarschaft gab es Mitte der 1970er Jahre noch erhebliche Transfers von (wenig) Geld und (vielen) guten Diensten und von alltäglichen und außeralltäglichen Hilfen. Die „Etablierten“, das war die Mehrheit der überwiegend Langansässigen, die über örtliche Verwandtschaft verfügte, hatten im typischen Ruhrgebietsmilieu in bedrängten Lebenslagen äquivalente Problemlösungen im Rahmen informeller Solidarpotentiale, die die „Inanspruchnahme“ der „Fürsorge“ entbehrlich machten. Erwartungsgemäß konzentrierte sich damals in Gelsenkirchen die Sozialhilfeinanspruchnahme tatsächlich auf wenige zugewanderte junge Familien in Scholvenener Neubaublocks des sozialen Wohnungsbaus.

1975 hatte die CDU die „Dunkelziffern“ der Inanspruchnahme öffentlicher Sozialleistungen als „neue soziale Frage“ aufgegriffen. Der „bekämpften“ Armut wurde die ebenso große oder gar größere „verdeckte“ Armut gegenübergestellt. Die „verschämte“ Armut oder die Armut aus Unkenntnis oder aus Angst vor Regreßansprüchen an Verwandte wurde auf 9% aller Haushalte geschätzt. Neben der damit gegebenen „individualistischen“ Erklärung der Dunkelziffern gibt es allerdings auch eine soziologische Erklärung. Danach existierte in den Arbeitervierteln des Reviers damals eben nicht nur „verdeckte“, sondern durchaus auch „bewältigte“ Armut. Diese Bewältigung vollzog sich allerdings zu einem erheblichen Teil noch im Rahmen familialer und nachbarlicher Solidarpotentiale und eben nicht durch die Sozialhilfe.

b) Soziale Ausgrenzung, Familiensolidarität und Armut im Ruhrgebiet

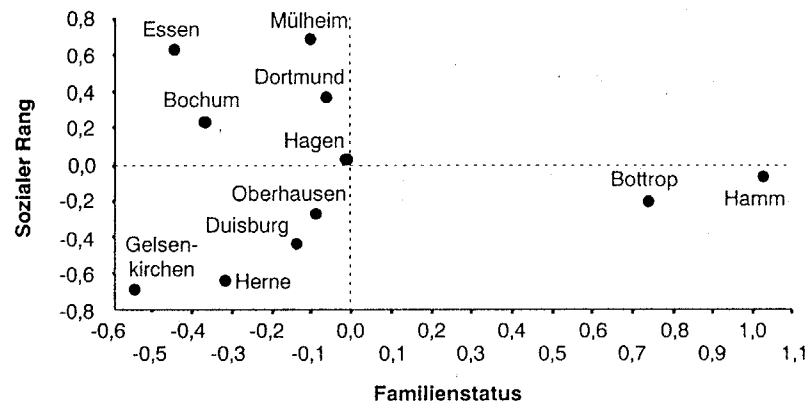
Die genannten Gelsenkirchener Stadtteile waren noch in den 1970er Jahren Quartiere mit niedrigem sozialen Rang und mittlerem Familienstatus (also gemischter Haushalts- und Altersstruktur). Ihr Familienstatus ist seitdem bis 1987 gesunken, wie Grafik 4 zeigt, sie sind nach links unten in unserem Sozialraumdiagramm gewandert. Noch in den 1970er Jahren war bei den verwandtschaftlich und nachbarschaftlich vernetzten Familien in diesen typischen Revierquartieren die größere Einkommensarmut als in bürgerlichen Gebieten kein Anlaß zu gesteigerter Inanspruchnahme öffentlicher Sozialleistungen. Die sogenannte Dunkelziffer war nicht nur Ausdruck „verschämter“, sondern auch informell und privat „bekämpfter“ Armut. Seitdem sind in solchen Stadtteilen familiäre Solidarpotentiale erodiert und soziale Netzwerke ausgefallen, in denen „früher“ informell Armut bekämpft worden ist. Dabei ist ein Prozeß der zirkulären Verursachung zu vermuten: Die informellen Solidarpotentiale fallen zunehmend aus, wenn individuelle Notlagen sich verstetigen und die Hoffnung auf bessere Zeiten schwindet. Daraus resultiert eine höhere Inanspruchnahme öffentlicher Sozialleistungen, die wiederum die weitere Erosion privater Solidarbeziehungen fördert. Das Phänomen der verschämten Armut äußert sich unter diesen Bedingungen heute mangels privater Äquivalente vermutlich eher in der Unterausnutzung von Leistungen der Sozialhilfe in besonderen Lebenslagen als in der Nichtinanspruchnahme von Hilfe zum Lebensunterhalt.

Der zweifellos gegebene Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Sozialhilfedichte in den Ruhrgebietsstädten wird also beeinflusst durch den Grad der familialen Prägung der sozialen Milieus. Armut infolge Arbeitslosigkeit ist grundsätzlich das Problem der Bevölkerung in den Stadtteilen, die weit „unten“ liegen (links wie rechts). Die Inanspruchnahme öffentlicher Sozialleistungen ist aber besonders hoch in den nur noch wenig familial geprägten und durch Familiensolidarität vernetzten Milieus „links unten“. Um diese These zu prüfen, sind eigentlich für alle Ruhrgebietsstädte Daten über die Inanspruchnahme von Sozialhilfe auf Stadtteilebene nötig. Solche Daten gibt es aber nur für die Städte. In diesem Fall können aber die kleinräumigen Differenzierungen der Sozialraumstrukturen in den Ruhrgebietsstädten (Grafik 5) genutzt werden, um die Revierstädte durch ihren jeweils vorherrschenden Sozialraumtyp bzw. durch die stadtypische Sozialraumstruktur zu charakterisieren. Jede Stadt kann dann zum Beispiel durch die Summe oder den Durchschnitt der Indexwerte „sozialer Rang“ oder „Familienstatus“ aller Stadtteile in einem Sozialraumdiagramm analog Grafik 4 verortet werden²⁹. Grafik 7 zeigt die Positionen aller kreisfreien Städte des Ruhrgebiets im Sozialraumdiagramm.

29 Eine andere Möglichkeit wäre eine Klassifikation der Städte durch die Bevölkerungsanteile „links unten“, „links oben“, „rechts oben“ oder „rechts unten“; aus Platzgründen muß eine solche Klassifikation hier unterbleiben. Wir kommen aber bei der Auswertung auf sie zurück.

28 N. Elias/J.L. Scotson, Etablierte, 1965.

Grafik 7: Sozialraumdiagramm der Ruhrgebietsstädte



Vier Städte liegen „links oben“ mit hohem sozialen Rang und niedrigem Familienstatus, die Spitzenreiter sind hier Essen und Mülheim. Vier Städte liegen „links unten“, Gelsenkirchen, Herne, Duisburg und Oberhausen. „Rechts“ liegen die beiden einzigen durch hohen Familienstatus ihrer Stadtteile geprägten Städte der Familienzone am Rande des Reviers, Hamm und Bottrop. Grafik 2 hat die Abhängigkeit der Sozialhilfedichten in den Revierstädten (1993) von den Arbeitslosenquoten gezeigt. Dieser Zusammenhang war nicht eindeutig. In Städten mit identischen Arbeitslosenanteilen sind sehr unterschiedliche Sozialhilfedichten zu beobachten. Zwar gibt es hohe Arbeitslosenquoten und hohe Sozialhilfedichten in Städten mit niedrigem sozialen Rang, wie Gelsenkirchen oder Herne, auf der anderen Seite ist die Arbeitslosigkeit in Dortmund oder Essen niedriger, aber die Sozialhilfedichte dort ist höher.

Anders als in den Kreisen und in den ländlichen Regionen erklären die Unterschiede der Arbeitslosigkeit im Vergleich der Ruhrgebietsstädte also nicht die Unterschiede der Sozialhilfedichte. Die ohnehin nicht starke statistische Korrelation verschwindet, wenn die sozialräumlichen Strukturindikatoren mit kontrolliert werden. Eine multiple Regression auf die Sozialhilfedichte³⁰ mit den Merkmalen „Arbeitslosenquote 12/92“, „mittlerer sozialer Rang“, „mittlerer Familienstatus“ und Ausländeranteil (bzw. „Ethnische Segregation“) ergab einzig einen signifikanten Erklärungsbeitrag des Familienstatus³¹, der allein die Hälfte der Varianz der Sozialhilfedichten erklärte. Das heißt, die Unterschiede in der Sozialhilfeanspruchnahme zwischen den Ruhrgebietsstädten werden nicht durch die Arbeitslosigkeit, nicht durch die unterschiedlichen Ausländeranteile und nicht durch die

30 Das ist ein statistisches Verfahren, in dem versucht wird, die 1993er Sozialhilfedichten der einzelnen Städte aus anderen bekannten Größen zu schätzen.

31 Der standardisierte Regressionskoeffizient Beta (Wertebereich vom -1, stark negativ, bis +1 stark positiv) betrug hier -0,7.

soziale Spaltung der Region in arm und reich erklärt, sondern vor allem durch die Familienprägung der örtlichen Lebensverhältnisse im Stadtteil.

Diese Zusammenhänge werden noch deutlicher, wenn man die Sozialhilfedichten des Jahres 1988 betrachtet, die relativ dicht an der 1987er Volkszählung liegen, aus der die Sozialraumstrukturdaten stammen. Es ergeben sich folgende signifikante Zusammenhänge.

Hohe Sozialhilfedichten finden wir in Städten mit niedrigem Familienstatus, hohen Bevölkerungsanteilen „links“ und hohen Bevölkerungsanteilen „links unten“.³² Der soziale Rang der Stadtteile bzw. die Bevölkerungsanteile „oben“ oder „unten“ haben keinen eigenständigen Erklärungsbeitrag. Entsprechend sind niedrige Sozialhilfedichten in Städten mit hohem mittleren Familienstatus zu finden – das sind Städte mit hohen Bevölkerungsanteilen „rechts“ (also in Stadtteilen mit deutlicher familiärer Prägung) und großen Bevölkerungsanteilen „rechts unten“.³³ Das heißt, je größer der Bevölkerungsanteil, der in armen, aber familiengeprägten Stadtteilen einer Stadt wohnt, desto geringer ist das Niveau der Inanspruchnahme von Sozialhilfe insgesamt.

Die Sozialhilfedichte der Städte steigt also nicht mit steigenden Anteilen der Bevölkerung, die in der Terminologie von Grafik 4 in Stadtteilen „unten“ leben. Sie fällt aber mit der steigenden Anzahl der Menschen, die „oben“ oder „unten“, in Familien leben. Unter Bedingungen allgemein hoher Arbeitslosigkeit im Ruhrgebiet sind die unterschiedlichen Sozialhilfelasten der Städte in erster Linie Ausdruck des Ausmaßes, in dem der Rückzug der Familie als früher dominanter Form der sozialen Vernetzung der Menschen im Stadtteil schon fortgeschritten ist.

4. Zusammenfassung und Ausblick

Das Ruhrgebiet ist die Region mit den höchsten Arbeitslosenquoten und der höchsten Sozialhilfedichte in Nordrhein-Westfalen. Zwischen den Revierstädten gibt es jedoch erhebliche Unterschiede im Ausmaß der akuten Armut. Diese Unterschiede werden nicht durch die soziale Schichtung der Bevölkerung in der konventionellen Unterscheidung von „oben“ und „unten“ erklärt; die Stadt Essen, in der eine Zweidrittelmehrheit der Bevölkerung in den bürgerlichen Vierteln („oben“ im Sozialraumdiagramm in Grafik 6) lebt, hat die höchste Sozialhilfedichte in NRW. Die Sozialhilfedichte der Städte steigt auch nicht mit steigenden Anteilen der Bevölkerung, die in der Terminologie von Grafik 4 in Stadtteilen „unten“ leben, denn dann müßte z.B. Hamm zu den Spitzenreitern und nicht zu den Schlusslichtern der Sozialhilfestatistik gehören. Sie fällt aber mit der Anzahl der Menschen,

32 Die Regressionskoeffizienten Beta betragen -0,7; 0,74 und 0,6. Es werden hier nur Koeffizienten, die mindestens auf dem 5%-Niveau signifikant sind, interpretiert.

33 Der Regressionskoeffizient Beta beträgt -0,64 bzw. -0,51.

die „oben“ oder „unten“, in Familien leben bzw. in Stadtteilen wohnen, die durch die Familie als dominante Lebensform geprägt sind (bzw. technisch gesprochen „einen hohen Familienstatus“ haben). Unter Bedingungen allgemein hoher Arbeitslosigkeit im Ruhrgebiet sind die unterschiedlichen Sozialhilfebelastungen der Städte in erster Linie Ausdruck des Ausmaßes, in dem der Rückzug der Familie als früher dominanter Form der sozialen Vernetzung der Menschen im Stadtteil schon fortgeschritten ist. Im selben Maße, in dem die doppelten familial-nachbarschaftlichen Vernetzungen der Menschen im Revier schwinden, verschwinden auch die informellen Mechanismen sozialer Unterstützung, die in der Vergangenheit das „soziale Kapital“ des Reviers gewesen sind.

Diese Befunde haben in erster Linie noch die Bedeutung von Hypothesen. So wurde z.B. ein niedriger Familienstatus des Stadtteils als Indikator der Desintegration von Familien interpretiert. Das ist zweifellos plausibel, bedarf aber noch weiterer Untersuchung, wie immer, wenn man aus Merkmalen von Gebieten Schlüsse auf die Eigenschaften ihrer Bewohner anstellt. Bei den Analysen wurde das genutzt, was an Daten vorhanden und z.B. in der Landesdatenbank NRW jedermann zugänglich ist. Was bislang noch aussteht und folgen müsste, wenn die Strukturwandelsrhetoriker im Revier begännen, sich für die Menschen in der Region zu interessieren, sind umfassende und systematische Analysen der veränderten Lebensformen der Revierbevölkerung auf der Ebene von Städten und Stadtteilen, mit denen die sozialräumlichen Milieudifferenzierungen im Detail untersucht werden könnten.

Sollten die vermuteten Erosionstendenzen im Bereich der familialen und der nachbarschaftlichen Solidarpotentiale in den doppelt benachteiligten städtischen Lagen mit niedrigem sozialen Rang und niedrigem Familienstatus tatsächlich so dramatisch sein, wie hier angenommen wird, sind im Revier für die Zukunft gravierendere Probleme für die kommunale Sozialpolitik zu erwarten als in den übrigen Regionen im Lande. Leistungen, die die Familien erbringen, z.B. in der Sorge für Kinder und Alte, entlasten heute überall noch die Kommunen. Die demographische Entwicklung wird überall durch Verschiebungen im Generationenverhältnis und durch drohende Überlastung der Generationenbeziehungen sowie durch das zunehmende Scheitern von Ehen und Familien künftig zu Mehrbelastungen der Städte und Gemeinden führen.³⁴ Zu dieser unvermeidlichen Aufgabenverlagerung zu den Kommunen kommt im Revier problemverschärfend die Erosion der informellen Solidarpotentiale infolge Armut und sozialer Ausgrenzung hinzu. An einer kleinräumig differenzierten vergleichenden Bestandsaufnahme sozialer Lagen und sozialer Netzwerke im Revier besteht, so gesehen, auch ein unmittelbares kommunal- und regionalpolitisches Interesse.

Die empirische Sozialraumanalyse bietet ein international erprobtes Ordnungs- und Orientierungsschema an, nach dem eine solcherart systematische Bestandsaufnahme vorgehen könnte. Damit wäre auch ein Forschungsprogramm für die

sozialwissenschaftliche Ruhrgebietsforschung formuliert, die bislang, wie die Politik, den sozialen Strukturwandel des Reviers nicht recht beachtet hat. Ein solches Programm hatte die Dortmunder Sozialforschungsstelle schon in den 1950er Jahren unter dem Titel „Daseinsformen der Großstadt“³⁵ begonnen, allerdings noch wenig systematisch, und letztlich hat sie es auch nicht zu Ende geführt. Es ist jetzt an der Zeit, daran anzuknüpfen.

34 Vgl. K.P. Strohmeier, Demographische Herausforderung, 1995.

35 Vgl. G. Ipsen, Daseinsformen, 1959.